



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

ihm hindert ihn zwar am eigenen künstlerischen Schaffen, um so besser aber kann er fremdes beobachten und beurteilen. Die in ihm steckende poetische Begabung findet doch auch noch ihre Geltung: in der Poesie der Poesie. Das Festgedicht zur Grundsteinlegung des Denkmals für Ferdinand Raimund ist ein Meisterstück poetischer Charakteristik eines Dichters. Nie findet Berger geistvollere Bilder und packendere Töne, als wenn er gerade die Poesie feiert.

Und damit sind wir von innen heraus zur Beurteilung des dichterischen Wertes von Bergers Lyrik gekommen: reich an Gedanken, minder reich an Bildern, häufig abstrakt, zuweilen geradezu prosaisch im Ausdruck, ja hie und da sogar fehlerhaft in der Sprache, niemals trivial, am anmutigsten, wenn sie ein feines Aperçu, einen schönen Witz in feine Form faßt, immer fesselnd durch die gerade, schlichte Ehrlichkeit der Empfindung — dies ist ihr äußerer ästhetischer Charakter.

Das Buch ist ein Bekenntnis, das ist die Hauptsache. Nicht bedeutungslos kann der Titel „Gesammelte“ Gedichte sein. Warum gesammelt? Es ist ja bisher im Buchhandel unsers Wissens keine andre Sammlung Bergerscher Lyrik erschienen. Offenbar — auch der Inhalt selbst berechtigt zu dieser Vermutung — wollte Berger, an einer wichtigen Wendung seines Entwicklungsganges angelangt, einen sichtbaren Abschluß machen. Aller Zwiespalt liegt hinter ihm; er weiß, was er soll, und darum auch, was er will, und diese Gedichte schließen seine Vergangenheit ab.

Wien

III 27



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Aus Wilhelm Tauberts Jugendzeit. Der am 7. Januar kurz vor Vollendung seines achtzigsten Lebensjahres verstorbene Oberhofapellmeister Wilhelm Taubert hat als jüngerer Mann zweimal Leipzig besucht, um sich auf dem Klavier hören zu lassen, einmal im Herbst 1833, das andremal im Frühjahr 1846. Über den ersten Besuch liegen mir nähere Mitteilungen vor, die so bezeichnend für die liebenswürdige Art des Künstlers und zugleich für das damalige Musikleben sind, daß ich manchem eine Freude zu bereiten hoffe, wenn ich sie hier wiedergebe.

Den nächsten Anlaß für die erste Reise des damals 22jährigen Künstlers bot der Wunsch, seine zwei Jahre ältere Jugendfreundin Henriette Runke, die sich 1830 mit dem Leipziger Kaufmann Karl Voigt verheiratet hatte, wiederzusehen und ihren Gatten kennen zu lernen. Taubert war mit ihr in Berlin, wo sie mehrere Jahre, bis 1828, im Bendemannschen Hause weilte, zunächst dadurch

bekannt geworden, daß beide Ludwig Bergers Unterricht genossen; auch mit Felix Mendelssohn war Henriette dort öfters in gesellige Berührung gekommen.

Schon im Sommer 1832 hatte das junge Ehepaar Taubert zu einem Besuch eingeladen, doch dieser war zunächst noch zu sehr in seine Arbeiten vertieft. „Ich werde jetzt so häufig unmutig — schreibt er —, daß ich noch nichts rechtes zustande gebracht habe, und daß es nicht so recht glücken will. Felix Mendelssohn, der seit einiger Zeit wieder von seinen großen Reisen zurück ist, lähmt meine Flügel etwas. Er ist ein ganz ausgezeichnete Musiker, der Sie im höchsten Grade interessiren würde. Ich wünschte Ihnen nur, ihn einmal seine Kompositionen spielen und phantasiren zu hören. Er beherrscht die Gesetze der Kunst mit einer beneidenswerten Meisterschaft und Leichtigkeit, und das setzt ihn in den Stand, auch aus einem minder bedeutenden Gedanken ein vollendet schönes Musikstück zu machen. Er ist ungemein geistreich und scharfsinnig und ein vortrefflicher Beurtheiler. Schon hat er mich auf Wesentliches in der Kunst und namentlich für die Oper aufmerksam gemacht, wofür ich ihm nicht dankbar genug sein kann. Er selbst ist ein musikalischer Poet. Ich glaube, er wirkt mehr durch eine schöne, geistreiche poetische Zusammenstellung, als durch die Macht des musikalischen Gedankens selbst. Ich wünsche sehnlichst, ganz innig mit ihm befreundet zu werden, teils weil ich ihn wirklich liebe, teils weil ich mich recht über die Wahrheiten und Gesetze der Kunst mit ihm aussprechen möchte. Ich schreibe Ihnen später noch mehr von ihm. So viel ist gewiß, daß ich ihn außerordentlich achte und verehere und ihn unendlich über mir stehend finde. Freilich hat er ganz andre Quellen und Hilfsmittel von Jugend auf gehabt, er ist aber auch viel fleißiger gewesen, und ehe ich ihm das nicht alles nacharbeite, kann ich auch nicht Ansprüche auf solche Stufe der Entwicklung machen.“

Die Einladung wird indessen dringender auch von Henriettes Gatten wiederholt, und Taubert faßt den Gedanken näher ins Auge. „Ihr Herr — schreibt er am 13. September 1832 an die Freundin — hat ganz richtig geurteilt: es ist mir zwar ungemein angenehm und schmeichelhaft gewesen, so liebe, herzliche Zeilen von ihm zu erhalten, wofür ich ihm ganz besonders danke, aber ich wär doch bei meiner Treu auch ohne diese bei Ihnen eingestiegen, da mir das gar nicht anders einfiel, als seien Sie beide doch ein Herz und eine Seele, und müße die Freude des einen den andern erfreuen. Über die Reise kann ich freilich noch gar nichts bestimmen“ u. s. w. Er war zunächst noch eifrig mit seiner Oper „Der Zigeuner“ beschäftigt.

Im Sommer 1833 ist der Plan der Erfüllung entgegengereift. „Also zuerst — schreibt er am 2. September — von meiner Reise nach Leipzig! Ich komme, so Gott will, gleich anfangs Oktober, zum Beginn der Konzerte zu Ihnen. Sie schreiben mir den ersten Konzerttag, und ich entweder Ihnen oder Pohlenz*) die Stücke, die ich spiele. Darüber raten Sie mir selbst wohl. Ich muß doch wohl erst bei Pohlenz mich wieder selbst anmelden? Die Konzerte sind, wenn ich nicht irre, aller vierzehn Tage. Das wäre freilich zu lange für mich, doch möchte ich gern zweimal spielen. An ein eignes Konzert denke ich hier noch nicht. Ich müßte denn so besondres Glück haben. — Ich erfahre also durch Sie den Anfang der Konzerte, der Messe, die geeignetste Zeit zum Kommen, die Wahl der Stücke (Konzert von Beethoven, Sonate von demselben, Variationen von mir, freie Phantasie, oder sonst etwas Brillantes, nämlich für das erste Auftreten) und ob

*) Dem damaligen Dirigenten der Gewandhauskonzerte.

ich an Pohlenz oder an wen sonst zu schreiben habe. Auch erbitte ich mir darüber Nachricht, ob ich Herrn oder Madame Voigt durch meinen Aufenthalt bei diesen liebenswürdigen Leuten nicht sehr genire, worauf ich dann höflichst erwidern werde, daß ich ganz ungenirt doch komme und bei Ihnen wohnen werde, es mag Ihnen nun recht sein oder nicht. Sagen Sie, dazu raten Sie wohl nicht, daß ich augenblicklich über Hals und Kopf mit einer jungen Sängerin nach Leipzig käme und schon jetzt Konzert gäbe? Dieser tour de force hätte dann allerdings seine Ursachen; aber ich möchte doch wissen, ob man sich das Genick dabei einfach oder doppelt bricht! Auch wünscht ich wohl im Geheimen zu erfahren, ob dem Leipziger Theater eine jugendliche vielversprechende Sängerin nötig und willkommen sein würde, ob das Leipziger Publikum nachsichtig gegen Anfänger ist, und dergleichen mehr.“ Die Sängerin, von der er hier spricht, war seine nachmalige Schwägerin Nanette Schachner.

Die Freundin, die inzwischen das Nötige eingeleitet hat, schlägt ihm den 31. Oktober vor, doch bleibt noch eine Schwierigkeit zu überwinden: er hat dem jungen Violinspieler Birnbach seine Mitwirkung für ein Konzert zugesagt, das dieser am 28. Oktober in Berlin geben will. Am 7. Oktober schreibt er: „Da es mit dem 31. schon so fest ist, so ist es mir in der That sehr lieb: nur muß ich wissen, ob es noch Zeit ist, wenn ich den Mittwoch ankomme, Donnerstag früh probire und Abend spiele, oder nicht? Im letzteren Falle würde ich dem Birnbach wieder absagen und Sonntag den 27. gewiß bei Ihnen eintreffen. Darüber müßt ich aber umgehend Gewißheit haben, weil sich der Mann dann anders einrichten muß. Morgen bekommen Sie meinen Brief, also könnt ich vielleicht Donnerstag ein paar Zeilen darüber Nachricht haben? Lieb wäre mirs, wenn ich erst Mittwoch käme, weil ich diese Spielgelegenheit gern mitnehmen und auch dem Birnbach die Gefälligkeit erweisen möchte. (Ich würde hier ein Konzert von Field spielen, was ich auch jedenfalls mitbringen werde.) Mich würde es natürlich gar nicht geniren; ich ruhe die Nacht ordentlich aus und bin Donnerstag ganz frisch und zum Spielen bereit. Doch wenn ich bestimmt weiß, daß es nicht so geht, so sage ich jedenfalls gleich das Konzert ab und komme in Ruhe und früher. Also Donnerstag erwarte ich jedenfalls Nachricht! Freilich nun fällt mir erst ein, wie wird es denn mit dem Instrument? Wer leiht mir eins, und wer sucht es aus? Denn natürlich dazu wäre dann keine Zeit, wenn ich so spät komme. Darüber haben wir noch gar nicht gesprochen. Und es scheint mir fast zu viel verlangt, daß ich diese neue Mühe auch wiederum Ihnen übertragen sollte, doch müßt ich auch deswegen das Nötige erfahren! Jedenfalls würde ich mit Ihrer Wahl zufrieden sein. Ist Tröndlin derjenige oder wohl gar Wick? Es muß natürlich ordentlich imstande sein und sich doch wenigstens so bequem spielen, daß es nicht einer besonderen Übung darauf vorher bedarf. Es bleibt beim C-moll-Konzert und bei der freien Phantasie. Ich freue mich ungeheuer. Wie ist's mit einer meiner Overturen im Abonnementskonzert? Geht es, oder sparen wir sie auf? Im ersteren Falle wäre es die zu dem Schauspiel: Das graue Männlein, die ich vorschlagen würde. Denn ich bringe ja die zum Zigeuner auch mit, und die bliebe dann für mein eignes Konzert. Es ist ein glänzendes Stück. Die beiden ersten Konzerte sind ja des Sonntags gewesen, wie verhält es sich mit dem Donnerstag? Braucht man denn einen Paß? (Sehr lächerlich!) Uebrigens muß ich nun noch unerhört fleißig sein, damit mein Konzert ja fertig wird; das ist das Wichtigste. Schreiben müssen Sie jedenfalls, wie Pixis gefallen, und was er für ein Konzert gemacht hat! das interessiert mich besonders.

Muß ich mich denn auch fürchten, wenn ich nach Leipzig komme, oder ist es nicht nötig? Ihre Pläne und Vorbereitungen zu Gunsten meines Konzerts haben mich wiederum sehr gerührt. Ich bin völlig damit einverstanden und wünsche nur, daß es so zur Ausführung kommen möge. Die D-moll-Sonate spiele ich allerdings auswendig und spiele sie am sichersten. Auch die Cis-moll würde ich spielen; F-moll ist mir fast etwas zu schwer. Das findet sich noch. Was die Einladungen betrifft, so bin ich gar kein Freund davon. Ich bitte Sie, sich ganz der Herrschaft über mich zu bemächtigen und ja oder nein zu sagen, wenn mich einer einladen will, wenigstens werde ich Ihnen die Leute immer über den Hals schicken. Ihr Bericht über Felix hat mich sehr interessirt und erfreut. . . . Ich bin beim Lesen Ihres Briefes auf Felix ordentlich eifersüchtig geworden! Na, lassen Sie mich nur nach Leipzig kommen!" Mendelssohn war mit seinem Oheim Bartholdy im September einige Tage in Leipzig gewesen, hatte auch Voigts besucht und in einer kleinen Abendgesellschaft bei seinem Freunde Hauser, zu der auch der Hofrat Nothlig, Henriettens väterlicher Freund, geladen war, mit dieser u. a. sein Ottetto vierhändig gespielt.

Sonntag den 27. Oktober gegen Mittag traf Taubert mit der Eilpost in Leipzig ein. Am Donnerstag spielte er im Gewandhaus am Schlusse des ersten Teils das C-moll-Konzert von Beethoven, der zweite Teil wurde mit seiner Othello-Duverture eröffnet, und am Schluß trug der Künstler eine freie Phantasie auf dem Pianoforte vor. Am nächsten Sonntag widmete ihm das Tageblatt, dessen Text sich damals auf zwei schmale Quartseiten zu beschränken pflegte, folgende Besprechung: „Wiewohl wir fast alle bedeutenden Pianofortespieler zu hören Gelegenheit hatten und demnach vielfache Vergleichen anstellen können, so überraschte uns doch in dem letzten Abonnementskonzerte die Spielart des Herrn Taubert, die durch ihre Eigentümlichkeit die Aufmerksamkeit auf sich zieht. Sowohl durch seine freie Phantasie, als durch den meisterhaften Vortrag des Beethovenschen C-moll-Konzertes, eines wahren Kunstwerkes, an das sich aber nur der Tiefgeweihte wagen darf, erwarb sich Herr Taubert hohen Beifall; er zeigte eine innige Vertrautheit mit dem wunderbaren unergründlichen Beethovenschen Genius; er wußte uns eine Ahnung zu geben von der Poesie eines Werkes, an dessen Vortrag der größte technische Spieler, wenn er bloß ein solcher wäre, scheitern müßte. Seine kräftigen Basspassagen vollten in fecker Kraft dahin; seine von uns noch nie ähnlich gehörten Pianissimos im Adagio glichen dem versterbenden Gesäusel der Wollshafen. Wenig, sein Spiel war ein Weben von Seele und tiefer Empfindung; mit Verschmähung der bekannten Effektmittel scheint sich Herr Taubert eine eigne Bahn gebrochen zu haben und bloß auf die wahre Kunst auszugehen. Dies muß in unsrer Zeit, die sich so sehr nach dem Effekt abgejagt hat, daß fast nichts mehr Effekt machen will, die wohlthätigste Wirkung thun, und gewiß wird es allen Musikfreunden höchst erfreulich sein, nächsten Montag Herrn Taubert nochmals in einem eignen Konzert zu hören, dem wir die lebhafteste Teilnahme wünschen.“ In diesem eignen Konzert, bei dem Fräulein Grabau, der Tenorist Krefner und Konzertmeister Mohr aus Meiningen mitwirkten, trat der Künstler als Komponist wie als Klavierspieler mehr in den Vordergrund. Die Duverture zum „Zigeuner“ machte den Anfang, dann trug Taubert sein neues Klavierkonzert vor, den zweiten Teil eröffnete die Duverture zum „Grauen Männlein,“ dann folgte Beethovens Cis-moll-Sonate, ferner trug Herr Krefner ein Taubertsches Lied vor, und den Schluß bildete wieder eine freie Phantasie auf dem Pianoforte. „Durch seine freien Phantasien — sagt der Beurteiler im Tageblatt vom 7. November — weiß Herr Taubert die Auf-

merksamkeit des Publikums ebenso zu fesseln, als für sich einzunehmen; seine Modulationen sind einschmeichelnd, seine Übergänge interessant, im ganzen gleicht er als Improvisator mehr Moscheles als Hummel; seine Darstellungsweise wird dadurch etwas einförmig, daß er meist mit beiden Händen vollgriffig phantasiert."

Am 10. November folgte dann noch eine musikalische Morgenunterhaltung (die Ankündigung braucht den deutschen Ausdruck) zum Besten der Armen, unter Mitwirkung von Fräulein Grabau und den Herren Grabau, Müller und Ulrich, in der von Taubertschen Kompositionen ein Trio und zwei Lieder vorgetragen wurden; außerdem Variationen von Berger, ein Rondo von Weber, die schottischen Lieder und das Es-dur-Quartett von Beethoven. Das Eintrittsgeld war hier auf 8 Groschen (= 1 Mark) festgesetzt, während es in dem Konzert vom 4. November, ebenso wie bei den regelmäßigen Gewandhauskonzerten, 16 Gr. betrug.

Die Allgemeine musikalische Zeitung schließt ihre Besprechung der drei Konzerte mit folgender Charakteristik Tauberts: „Aus allem, was er uns gab, leuchtet eine frische, echt musikalische Natur, wie feurriger, noch brausender Wein, der nur der Zeit wartet, um klar und erquicklich zu sein. Mit Recht sehen wir ausgezeichneten Leistungen eines offenbar sehr begabten Mannes entgegen.“

Auch im Voigtischen Hause wurde, wie sich denken läßt, während der sechzehn Tage, die Taubert in Leipzig verlebte, viel Musik getrieben. Die nächsten Leipziger Freunde nahmen daran wiederholt teil, besonders der kunstsinige Kochly. Mit der Freundin Henriette spielte Taubert, wie aus deren Gedenkbuch zu ersehen ist, vierhändig ein Quintett von Dnslow, alle Quintette Beethovens, mehrere Symphonien des Unsterblichen, das Duetto und sonstiges von ihm und andern klassischen Meistern. „Das war eine reiche, herrliche Zeit, denn die stillern Stunden im traulichen Stübchen ließen uns den Künstler mehr genießen, als seine öffentlichen Leistungen es vermochten — hier gab er sich ganz, ließ die Seele frei walten und führte uns in seinen wunderbaren Phantasien die schönsten, reinsten Bilder vor die Seele.“

Leipzig

J. Gensel

Ein neuer Nathan. Zwar kein Drama, aber eine „Christfesterzählung für Kinder bis zu zwölf Jahren,“ erschienen unter dem Titel: „Weihnachtskerzen. Von Hermann Hoffmeister.“ (Braunschweig, Bruhns Verlag.) Inhalt: Das kranke Töchterchen eines reichen christlichen Bankiers, der so geizig ist, daß er nicht einmal einen Christbaum kauft, erhält durch ein Versehen des Apothekers einen Schlaftrunk, wird für tot gehalten, in die Leichenkammer des Kirchhofs geschafft und erwacht dort wieder unter dem brennenden Christbaume, den der Totengräber seinen Kindern sonderbarerweise gerade in diesem Raume angezündet hat. Der Verfasser sagt im Vorworte, „die Erzählung von Dornröschen im Verein mit der neutestamentlichen, nicht minder tief ergreifenden Wundergeschichte von Jairi Töchterlein“ habe ihm bei der Abfassung seiner Jugendschrift vorgeschwebt. Weiter sagt er, er glaube „eine Apotheose alles dessen geschaffen zu haben, was das poetische Gemüt jedes heranwachsenden jungen Mädchens, ohne Unterschied des religiösen Bekenntnisses, als die ursprüngliche Grundlage des heutigen deutschen Christfestes, nämlich als den sittlichen Kern der einstigen römischen Saturnalien- und altgermanischen Sonnenwendfeier zu begreifen imstande ist.“ Nun wird der Leser am Ende meinen, das Christliche fehle ganz in dieser vom „Geiste christlicher Duldsamkeit“ durchdrungenen Jugenderzählung. O nein; das Christliche vertritt ein — jüdischer Kaufmann, der neben dem christlichen Bankier wohnt und diesen im echten

Christentum unterweist. Dieser Jude hat, „der allgemeinen Sitte Rechnung tragend,“ seinen Kindern „eine Weihnachtsbescherung aufgebaut,“ er unterweist den Christen, wie man „das Fest der Liebe“ feiern müsse „im Sinne jenes berühmten Nazareners, den die Christen als ihren Religionsstifter verehren,“ er erklärt salbungsvoll: „Ihr heutiges Christfest ist, wie ich sehr gut weiß, die Wiegenfeier jener göttlichen Liebe, welche als Urborn aller Nächstenliebe in der Gestalt des größten Propheten meines eignen Volksstammes vor achtzehnhundert Jahren vom Himmel auf die Erde gestiegen sein soll.“ Ein recht — frommer Jude, der Jesum „den größten Propheten seines Volksstammes“ nennt, und das Ganze gewiß eine recht erbauliche Lektüre für — „Kinder bis zu zwölf Jahren.“ Guter Lessing! Was würdest du zu einem so plumpen Nathan — bitte um Entschuldigung, Goldbeck heißt der Jude — sagen!

Vom Fremdwörtertisch. 1. Sanatorium. Es ist sehr erfreulich, daß sich viele städtische Verwaltungen beeilen, Heilanstalten und Krankenhäuser einzurichten, in denen die neueste große Entdeckung eines deutschen Arztes zum Wohl der leidenden Menschheit nutzbar gemacht werden soll. Wie man aber dazu kommt, solche Anstalten — und zwar anscheinend ganz ausnahmslos — mit dem schönen neuen Modewort „Sanatorium“ bezeichnen zu wollen, als ob das etwas anderes bedeutete als „Heilanstalt,“ das ist eins der großen Geheimnisse, an denen die deutsche Geschichte so reich ist. Nach meiner Erinnerung hat der Professor Schweining der das Wort zuerst bei uns für seine Anstalt (ich glaube in Wiesbaden) verwendet. Er hat es also auf dem Gewissen. Seitdem haben sich namentlich solche Leute des Wortes bemächtigt, die ihren Unternehmungen dadurch Erfolg verschaffen wollen, daß sie ihrem „Institut“ einen funkelneugelneuen Namen gaben, da der Name „Institut“ ihnen nicht mehr ausreichend schien. Diesen Patrioten kommt es übrigens dabei gar nicht darauf an, auch einmal ein neugebildetes deutsches Wort zu gebrauchen, wenn es nur recht neu klingt. Liest man ihre Reklamen, so denkt man oft zuerst, man habe es mit Anhängern der Sprachreinigung zu thun, beim Weiterlesen aber wird man bald inne, daß es Deutsche giebt, die auch die ganze Sprachreinigungsbewegung bloß als Modesache auffassen. Es könnte wohl kaum etwas Beschämenderes geben, als wenn die großartige Entdeckung eines Deutschen die Folge haben sollte, auf der einen Seite uns von einer schrecklichen Krankheit zu befreien, andererseits aber unsre Sprache mit einem der abscheulichsten und unnützeften Fremdwörter zu verfeuchen. Den meisten Kranken wird es zwar gleich sein, ob sie in einer „Heilanstalt“ oder in einem „Sanatorium“ gesund werden. Wer aber nur einen Funken von Nationalgefühl besitzt, wird sich gewiß beeifern, an seinem Teile solche Verhuzung unsrer Sprache verhüten zu helfen.

2. Théâtre paré. In den Berliner Hoftheatern finden bei bestimmten festlichen Gelegenheiten Vorstellungen statt, die zunächst und hauptsächlich für den Hof und seine Gäste bestimmt sind. Demgemäß werden die höhern Theaterplätze, soweit solche verfügbar sind, nur unter der Bedingung verkauft, daß die Besucher in Feierkleidung erscheinen. Die Theaterverwaltung nennt solche Vorstellung in ihren Anzeigen Théâtre paré. Neuerdings geschah es z. B. zur zweihundertfünfzigjährigen Feier des Regierungsantrittes des Großen Kurfürsten, der ja auch die Franzosen hart bekriegt und das schöne Wort gesprochen hat: „Gedenke, daß du ein Deutscher bist!“ Man gab im Schauspielhause das so passende vaterländische Stück: „Der Prinz von Homburg“ von Kleist. Und doch war dies ein Théâtre paré! Vielleicht trägt die Schuld ein unglücklicherweise wieder aufgefundenes ganz altes Theater-

anzeigenformular; denn ich erinnere mich nicht, daß man in den siebziger und achtziger Jahren diese Vorstellungen ebenso genannt hätte. Jeder aber, der in eine Amtsverwaltung hineingeschaut hat, weiß ja, daß man einen bekannten Spruch mit Fug dahin abändern könnte:

Es erben sich die alten Formulare
Wie eine ewige Krankheit fort,
Ja manchmal grenzt es fast ans Wunderbare
u. s. w.

K B



Litteratur

Friedrich Hölderlins Leben. In Briefen von und an Hölderlin. Bearbeitet und herausgegeben von Carl C. F. Vizmann. Berlin, Wilhelm Herz, 1890

Die ersten Früchte seines langen, eindringlichen, von liebevoller Hingebung erfüllten Studiums Friedrich Hölderlins hat uns der Verfasser vor wenigen Jahren im Archiv für Litteraturgeschichte und in der Vierteljahrschrift für deutsche Litteraturgeschichte geboten. Jetzt liegt als abschließendes Ganze eine ausführliche Biographie des unglücklichen schwäbischen Dichters vor, die sich in der Hauptsache auf Hölderlins umfangreichen Briefwechsel, besonders natürlich auf Briefe von Hölderlin selbst stützt. In acht längern Abschnitten, die mit gleicher Ausführlichkeit die Kindheit und erste Jugend Hölderlins, seine Universitätsjahre, sein unruhiges Wanderleben, seine wechselnde Thätigkeit als Erzieher und Hauslehrer und endlich das Hereinbrechen der Geistesnacht über den Dichter schildern, läßt der Verfasser in lebendigen, anschaulichen Bildern den äußern Lebensgang wie die verhängnisvolle Charakterentwicklung Hölderlins an unserm geistigen Auge vorüberziehen; an jeden dieser Abschnitte schließt sich unmittelbar das dazugehörige briefliche Material an.

Jede Biographie wird den Briefwechsel des Mannes, den sie uns zeichnen will, als einen wichtigen Quellenstoff zu berücksichtigen haben; fast ausschließlich auf seinen Briefen das Bild des Dichters zu errichten, war nicht nur erlaubt, sondern geradezu geboten, bei einer Natur, wie Hölderlin sie besaß. Denn wie er sich im allgemeinen scheu gegen die Mitwelt abschloß, die ihm gleichgiltig, ja kalt gegenüberstand, ebenso offenherzig erschloß er sich dem geistig verwandten, dem gleich fühlenden, so beredt strömte er dem Herzensfreunde, dem „Bruder“ gegenüber im Briefe, dem Vertreter des mündlichen Gespräches, sein ganzes Innere aus, über das er sich in einsamen Stunden grübelnder Selbstbetrachtung und quälenden Selbsterkennens mit ungewöhnlicher Schärfe klar geworden war. Hölderlins Charakter wirft ein helles Licht darauf, wie Goethe von einem richtigen Gefühle, von seiner gefunden Natur geleitet wurde, wenn er von dem γῶδι σαυτὸν nichts wissen wollte: wer imstande ist, sich ganz zu verstehen, der geht an der Lösung der großen Aufgabe zu Grunde.

Von den 238 von Vizmann vereinigten Briefen sind über die Hälfte hier zum erstenmale gedruckt, sie stammen zum größten Teile aus dem Nachlasse Christoph Schwabs, der sich im Besitze der königlichen Bibliothek in Stuttgart befindet. Durch